

Liliya Dimowa, einst die Muse in den Künstlerkreisen der bulgarischen Hauptstadt Sofia, ist als 71-jährige Witwe noch äußerst lebenslustig und subversiv wie je. Ihr Mann gehörte zu den verfeimten Schriftstellern, als Bulgarien der treueste aller Vasallenstaaten der UdSSR war. In der Literatur zählte nur der sozialistische Realismus, ihr Gott war Michail Scholochow. Wer der Maxime nicht entsprach, dem drohte Lagerhaft; auch Liliyas Mann war zum Schweigen verdammt.

Seine Witwe hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Geschichte des Kommunismus zu korrigieren, und nimmt Rache, indem sie z. B. die Seiten aus Scholochows Werken als Toilettenpapier benutzt – aus Liebe zu ihrem verstorbenen Mann und für alle anderen Vergessenen, die ihren Kampf um das freie Wort teuer bezahlen mussten.

DIMITRI VERHULST wurde 1972 in Aalst, Belgien, geboren und gilt als einer der besten auf Niederländisch schreibenden Schriftsteller. Der Roman »Die Beschissenheit der Dinge«, in dem er seine eigene Geschichte erzählt, war ein Nr.-1-Bestseller, wurde für den AKO-Literaturpreis nominiert und mit dem Publikumspreis »Goldene Eule« ausgezeichnet. Die Verfilmung von Felix van Groeningen wurde in Cannes mit dem Prix Art et Essai prämiert. Dimitri Verhulsts Werke sind in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

DIMITRI VERHULST BEI BTB

Die Beschissenheit der Dinge. Roman (74252)

Die letzte Liebe meiner Mutter. Roman (74524)

Der Bibliothekar, der lieber dement war als zu Hause bei seiner Frau. Roman (71324)

DIMITRI VERHULST


DAS
LEBEN,
VON UNTEN
GESEHEN

ROMAN

*Aus dem Niederländischen
von Rainer Kersten*

btb

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »Het leven gezien van beneden« bei Atlas Contact, Amsterdam/Antwerpen.

Dieses Buch wurde mit Unterstützung von Flanders Literature herausgegeben.  **FLANDERS LITERATURE**

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe März 2020

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2016 Dimitri Verhulst
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020 btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture/Christof Mattes;

© Shutterstock/stockphoto mania

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

CP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71783-5

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

*Dem freien Wort.
All denen, die dafür gekämpft haben
und immer noch kämpfen.
All denen,
die dafür noch werden kämpfen müssen.*

- 1965 -

Der zehnte Dezember ist nicht das denkbar fröhlichste Datum, um in Stockholm eine Festivität zu veranstalten, doch das wird Michail Scholochow wenig ausgemacht haben, als er im Jahr 1965 diese Stadt ansteuerte, um sich seinen Nobelpreis für Literatur abzuholen. Er wusste, was Winter bedeutet. Wie der Eisgang den Fluss in eine Polarlandschaft verwandelt, hatte er in jenem Roman beschrieben, durch den er auf immer in Erinnerung bleiben würde, solange die Menschheit sich überhaupt noch irgendwie für Bücher interessierte. Und obwohl der Wind grässlich dreinfahren kann an dem Ort, wo eine Goldmedaille ihn ungeduldig erwartete, dürfen wir uns angesichts seines Charakters getrost vorstellen, er habe bei der Ankunft im Schären-

garten der schwedischen Hauptstadt sogar sein Jackett ausgezogen, um seine Abhärtung als echter Kosak zu beweisen. Wobei er die Jacke in Wahrheit wohl ganz normal anbehielt, sowohl aus Höflichkeit als auch aus Angst, er könne die Tischrede, die er sorgfältig in seiner Brusttasche verwahrt hatte, durch solch kleidungstechnischen Übermut verlieren. Vor seiner Abreise aus Moskau war er, der sogenannte »Leo Tolstoi des Volkes«, noch schnell zum Friseur gegangen und hatte sich ein paar Tropfen Parfüm auf den bald aus Marmor zu weißelnden Schädel gesprenkelt, um einen Preis in Empfang zu nehmen, den der echte, doch unbestreitbar weniger volkstümliche Tolstoi niemals bekommen hatte. Das hier war sein großer Tag. Heute wurde abgerechnet mit seinen dunklen Jahren als Holzhacker, Hafearbeiter, Buchhalter, Steinmetz und Abgabekommissar, als Mädchen für alles und Handlanger für nichts. Definitiv abgerechnet auch mit den Ärschen, in die er hatte kriechen müssen als Journalist auf seinem mühsamen Weg nach oben. Dass er seine Manuskripte anfangs hatte anbieten müssen wie Sauerbier, machte ihn jetzt nur noch größer, ihn, den Sohn einer analphabetischen Mutter. Mit Genugtuung dachte er an all

die Redakteure, die sich nun gewiss die Haare raufte, da sie realisierten, dass sie die noch unkultivierten Geniestreiche eines künftigen Nobelpreisträgers abgelehnt hatten. Nicht mehr lang konnte es dauern, und sein Gesicht würde auf der Fünf-Kopeken-Briefmarke prangen, Straßenschilder würden mit seinem Namen versehen werden, und nur das ewige Leben konnte ihn jetzt noch der Ehrung durch ein Staatsbegräbnis berauben.

Bloßer Zufall existiert nur für Menschen ohne Talent. Dass das Stockholmer Rathaus an einer weiten Wasserfläche lag, hatte einen tieferen Grund, und der lautete: Michail Alexandrowitsch Scholochow! Leidenschaftlicher Liebhaber von Flüssen sowohl im Herzen als auch mit der Feder, hochhoffizieller Beschützer der Wolga und des Baikals. Dieser Proletariersohn, noch nicht von der Natur entfremdet, der wusste, wann man den Sterlet am leichtesten fing, muss auch gewusst haben, dass die Brücken im Zentrum dieser Perle des Nordens, dieses Eisschrank-Venedigs, der beste Ort auf der Welt waren, um Lachse zu angeln. Oder die Rotforelle, diesen göttlichen Fisch, der auf dem Teller keine andere Beilage benötigt

als höchstens ein paar gekochte Kartoffeln. Und etwas grünen Spargel, wenn sich's ergibt, etwa zu Mittsommer.

Da Scholochow sich angewöhnt hatte, seinen Adamsapfel hinter einem modischen Rollkragen oder fest zugeknöpften Hemd zu verstecken, muss das Pulsieren des Bluts in seiner zugeschnürten Kehle unerträglich gewesen sein, als er die Treppe zum Rathaus hinaufstieg, feierlich, so wie es einem Träger des Leninpreises, des Stalinpreises und nun also auch des Nobelpreises geziemt. Der oberste Knopf seines Hemds blieb darum auch geschlossen, als er vor dem Rathausportal dem Bürgermeister herzlich die Hand schüttelte: Hjalmar Leo Mehr, eigentlich Meyerowitsch, Radikalsozialist und Sohn jüdisch-russischer Revolutionäre. Genossen unter sich. Möglicherweise erkannte Scholochow unter den Geladenen auch Olof Palme, ein junger linker Wilder, seit er auf einer Reise durch die USA die himmelschreiende soziale Ungleichheit mit eigenen, bisweilen grau schimmernden Augen gesehen hatte, und mittlerweile schwedischer Verkehrsminister, doch längst noch nicht so berühmt, wie ein mit allen Wassern gewaschener Mörder ihn

einundzwanzig Jahre später mit einem einzigen, perfekt gezielten Schuss in den Rücken machen sollte. Ein großes, bedeutendes Publikum also, darunter Mitglieder der mächtigen Verlegerfamilie Bonnier, mit Verbindungen bis in die Raucherzimmer des königlichen Palasts. Auch der Monarch wollte bei diesem Nobelbankett nicht fehlen. Gustav VI.: langweiliger Gesprächspartner, schlechter Billardspieler, Amateurbotaniker mit einer gewissen Vorliebe für die Wunderwelt der Rhododendren, Gerüchten zufolge jedoch ein ausgesprochener Literaturliebhaber mit einer gigantischen Bibliothek, die seinem Hofpersonal einige Tage pro Jahr vergnügliche Stunden beim Abstauben bescherte. Alle waren sie gekommen, um das Glas auf den großen Michail Scholochow zu erheben. Sowie als Privilegierte natürlich seiner Rede zu lauschen und sie hinterher nach Kräften zu beklatschen.

Um den Bankettsaal zu erreichen, mussten Scholochow und seine Bewunderer zunächst die Prinzengalerie passieren, die der Bruder des verstorbenen Königs, Prinz Eugen, mit einem Fresko schmücken zu müssen geglaubt hatte, wie Kaiser Nero in der törichten Annahme, Rang und Stand

fürten automatisch zu künstlerischem Talent. Tief in seinem düsteren Inneren empfand Scholchow große Sympathie für diesen drittklassigen Künstler, aus Gründen, die er nicht öffentlich eingestehen konnte, erst recht nicht jetzt, an dem Tag, da ihm der Nobelpreis überreicht wurde.

Nach der Prinzengalerie wurde die Gesellschaft durch den Goldenen Saal geführt. Mehr Prunk als Pracht. Ein steinerner Kasten, ausgekleidet mit Myriaden goldener Plättchen, nach Aussage des Kunsthistorikers, der sie mühevoll gezählt hatte, mindestens achtzehn Millionen. Die Abbildung der anorektischen Blondine an einer der Wände sollte Stockholm darstellen, im Zentrum der Welt – nein, in der Mitte des Universums! Die meisten Kinderzeichnungen waren besser gelungen. Doch auch hier wird Scholchow eine geheime brüderliche Verbundenheit mit dem Schöpfer dieses gemalten Auswurfs gespürt haben.

Von der Decke dieser Glittergrotte sollten nachher die Gerichte herabschweben, direkt aus der Küche. Geübte Nasen konnten das Menü vielleicht jetzt schon erschnüffeln: pochierte Seezungenröllchen, farciertes Huhn an Spargelschaum mit einer Madeirasoße auf Basis von Gänseleber,

als Nachspeise Ananas mazedonisch, mit Likör natürlich, und Petits Fours. Danach Kaffee und, etwas uninspiriert, Anisette »Marie-Brizard« sowie Courvoisier. Das Kosakenherz des bejubelten Autors hätte zweifellos höher geschlagen, wäre eine Flasche Wodka auf den Tisch gekommen, doch die Gerüchte über sein hemmungsloses Trinken, sobald Wodka ins Spiel kam, hatten die Grenzen seines heimatlichen Dorfs Kruschilin längst überschritten; selbst durch den Eisernen Vorhang hatten sie sich gebohrt, und das Nobelkomitee fürchtete wohl eine mit bleischwerer Zunge verletzte Rede.

Das Diner selbst fand im angrenzenden sogenannten Blauen Saal statt, der trotz seines Namens die Farbe des roten, trostlosen Backsteins besaß, aus dem er erbaut worden war. Die siebenhundert Gäste suchten lärmend den ihnen nach einer unerfindlichen Logik zugewiesenen Platz, dabei im Bedarfsfall geschickt die Enttäuschung versteckend, wenn sie neben einem weniger angesehenen Zeitgenossen platziert worden waren. Die ersten Flaschen Château du Basque 1959, ein außerordentlich gutes Weinjahr, wie Genussmenschen wissen, wurden in der Küche dekantiert, als

Begleiter zum Huhn. Eine Kolonne steif livrierter Kellner mit mitleiderregenden Gesichtern, die um einen Strahl Sonne und einen Schuss Vitamin D flehten, trug die mit Champagner (Pommery & Greno Brut) gefüllten Schalen herein, und den Geladenen fiel es schwer, nicht schnell heimlich davon zu nippen. Doch bevor die Bläschen zum Himmel erhoben werden konnten, musste Scholochow noch seine Rede halten.

Er begab sich nach vorn. Das Knacken des Mikrophons sicherte ihm die internationale Aufmerksamkeit, nach der er seit Jahren gegiert hatte. Er holte sein Manuskript aus der Brusttasche, strich es kurz glatt und räusperte sich. Nur ein kleines, mehr gespielteres Raucherhüsteln war es gewesen, doch das Unheil kündigte sich darin schon an. Auch dieses umjubelte Mitglied des Zentralkomitees der KPDSU konnte dem Tod nicht auf ewig entgehen und sollte sich noch als nur allzu sterblich herausstellen, abgemagert auf vierzig Kilo, samt Kleidung, durch einen Krebs, gemeiner als die Gulags – nein, fast so gemein wie die Gulags, im Orwell-Jahr 1984. Aber ach, das waren Sorgen für morgen. Jetzt war sein Tag des Triumphs, an dem einzig und allein seiner Unsterblichkeit gedacht werden sollte.

- 1944 -

Jedem amerikanischen Kampfpiloten, der das Wesen des Krieges auch nur einigermaßen erfasste, muss es ein Vergnügen gewesen sein, Sofia in der Nacht des dreißigsten März des Jahres 1944 zu bombardieren: eine prachtvolle Stadt, süchtig nach Jazz und Fußball, sprühend vor Leben wie noch niemals zuvor, mit Einwohnern, deren sonniges Naturell schon öfter auf die Probe gestellt worden war, die das Lachen aber trotzdem nicht verlernten. Klagen war etwas für Leute, denen es gut ging und die ihr Schuldgefühl loswerden wollten. Doch egal ob Krieg oder Frieden, wann immer der fröhliche Geiger Sascho Sladura sein Können in einer Kneipe unter Beweis stellte, war Schwung und Swing in der Bude, das Paradies zum halben Preis.

Am klimatisch begünstigten Fuß des Witscha-Gebirges hatte sich die Bevölkerung in den vergangenen fünfzig Jahren mit der Begeisterung von Mikroben vermehrt: Von einer bescheidenen Ansiedlung mit elftausend Bewohnern war die Stadt zu einer dreihunderttausend Seelen zählenden Metropole angewachsen. Das erhöhte die Chancen der Amerikaner auf einen Volltreffer. Selbst ein schielender Schütze traf hier noch irgendwo ins Schwarze. Auch ein heillos verirrtes Projektil konnte noch ein herrliches Ziel, wie zum Beispiel ein Kind, aus der Luft zerfetzen.

Auf dem Balkan hatte man seit jeher das Herz im Magen getragen, und davon würde man gewiss auch nicht abrücken. In Sachen Erhabenheit konkurrierte Essen geradezu mit dem Schachspiel. Und in diesen letzten, erschöpfenden Kriegstagen war Einfallsreichtum denn auch die logische Antwort jeder rechten Küchenprinzessin auf die nahrungsmäßige Misere. In Zeiten des Mangels beweist sich der Meister vor dem bloßen Koch.

Die Luft unter dem Himmelsgewölbe, an dem ein Geschwader tödlicher Mustangs und Lightnings heranflog, muss dementsprechend vom Duft unzähliger Aufläufe geschwängert gewesen

sein: die letzte und zum Glück berückende Mahlzeit hundertneununddreißig unschuldiger Bürger, die büßen mussten, dass ihre Regierung sich dem österreichischen Irren an den Hals geworfen hatte. Kein militärisches Ziel hatten die Amerikaner an jenem dreißigsten März 1944 getroffen, sie hatten es nicht mal versucht. Sie kämpften gegen den Faschismus und ließen ihre Bomben aufs Geratewohl, wie Krähen ihren Schiss, über dem Zentrum des Stadtbezirks fallen, wo Orthodoxe, Katholiken, Moslems und Juden zum Teil seit Jahrzehnten respektvoll zusammenlebten und ihre Liebe zu Ziegenkäse sowie den Dribbelkünsten des Fußballers Wasil Spasow teilten. Keinen einzigen Juden hatten die bulgarischen Bürger von ihrem Staatsgebiet aus an die Nazis ausgeliefert. Zu Ende des Krieges lebten in Bulgarien sogar mehr Juden als zuvor. Die Regierung mochte ihr Gewissen dem Führer verkauft haben, das einfache Volk hatte nicht zugelassen, dass auch nur ein Waggon das Land Richtung Todesfabriken verließ, und sich unter Gefahr des eigenen Lebens an die Schienen gekettet. Mit Erfolg.

Leider dankt einem die Welt gute Taten traditionell nur höchst selten, wahre Güte erwartet keinen Lohn, und so richtete das einfache Volk